

HEYNE <

DAS BUCH

Der junge Nevare, Sohn eines Adligen weit im Osten des Landes, kehrt endlich von der Militärakademie zurück, wo er zum Kavallerieoffizier ausgebildet werden sollte. Er kann es kaum erwarten, seine Familie, seine Heimat und seine Verlobte wiederzusehen. Kaum ist er allerdings zu Hause angekommen, suchen ihn seltsame Träume heim – beunruhigende Visionen, die von seiner Zeit bei dem wilden Waldvolk herrühren. Offenbar hat er den dunklen Zauberbann von damals noch nicht überwunden, und die geheimnisvolle Baumfrau, die in seinen Albträumen auftaucht, scheint Nevare für etwas Besonderes auserwählt zu haben. Doch welches Schicksal wartet auf den jungen Soldatensohn in dem heraufziehenden Kampf zwischen der wilden Magie und der gezähmten Natur?

Nach *Die Schamanenbrücke* setzt Robin Hobb mit *Im Bann der Magie* ihre spannende Fantasy-Trilogie um Nevare, den Soldatensohn, in einer faszinierenden Welt voller Magie und Abenteuer fort.

DIE NEVARE-TRILOGIE:

Erster Band: Die Schamanenbrücke

Zweiter Band: Im Bann der Magie

Dritter Band: Die Stunde des Abtrünnigen

DIE AUTORIN

Robin Hobb, 1952 in Berkeley, Kalifornien geboren, war bereits als Autorin ernster Literatur bekannt, als sie mit der Weitseher-Trilogie ihr Fantasy-Debüt feierte und einen beispiellosen internationalen Siegeszug antrat. Seitdem ist sie aus der phantastischen Literatur nicht mehr wegzudenken und wird mit Ursula K. Le Guin und George R. R. Martin in einem Atemzug genannt. Robin Hobb lebt heute in Tacoma, Washington.

Robin Hobb
IM
BANN DER MAGIE

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
FOREST MAGE
Deutsche Übersetzung von Joachim Pente

*Für Alexandra und Jady,
meine Gefährten während eines harten Jahres.
Ich verspreche tapfer zu sein*



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbuchausgabe 02/2011
Copyright © 2006 by Robin Hobb
Copyright © 2011 der deutschsprachigen Taschenbuchausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2011
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-53219-9

www.heyne-magische-bestseller.de

INHALT

1. Waldträume	7
2. Heimwärts	38
3. Spindeltanz	55
4. Die Fastenzeit	82
5. Rosses Hochzeit	101
6. Ein Tag der Briefe	134
7. Dewara	167
8. Das Urteil	195
9. Die Seuche	219
10. Flucht	241
11. Franners Bogen	276
12. Die Straße des Königs	295
13. Buel Hitch	327
14. Der Ritt nach Gettys	363
15. Gettys	385
16. Der Friedhof	405
17. Routinedienst	435
18. Besuch	469
19. Winter	493
20. Frühling	514
21. Olikea	539
22. Zaunpfähle	562
23. Zwei Frauen	584
24. Ein Umschlag	611
25. Die Straße	633
26. Tänzer	651
27. Der Hinterhalt	670
28. Säрге	690
29. Der Bote	713
30. Die Entschuldigung	739
31. Anschuldigungen	766
32. Lisana	784
33. Vor dem Kriegsgericht	799
34. Hingabe	816

1. WALDTRÄUME

Ein Duft erfüllt den Wald. Er stammt nicht von einer einzelnen Blume oder Pflanze. Er ist nicht das satte, volle Aroma von feuchter, bröcklicher Krume oder der süße Duft von überreifem Obst. Der Geruch, an den ich mich erinnerte, war das Zusammenspiel all dieser Düfte und von Sonnenlicht, das ihr Innerstes, ihre Essenz berührt und erweckt, und von einem ganz linden Wind, der sie auf das Vollkommenste miteinander vermählte. Sie war es, die so roch.

Wir lagen zusammen in einer Laube. Sanft schwankte das ferne Dach aus Baumwipfeln über uns, und die Sonnenstrahlen tanzten im Takt mit ihnen über unsere Leiber. Ranken und Schlingpflanzen, die von den Ästen und Zweigen über unseren Köpfen herabhingen, bildeten die schützenden Wände unseres Waldpavillons. Weiches Moos polsterte meinen nackten Rücken, und ihr weicher Arm war mein Ruhekissen. Die Ranken mit ihrem Blattwerk und ihren großen, blassgrünen Blüten verhüllten gleich einem Vorhang unsere Liebeslaube. Die Kelchblätter zwängten sich an den fleischigen Lippen der Blüten vorbei und waren schwanger von gelbem Pollen. Große Schmetterlinge mit Flügeln von tiefdunklem, schwarz gezeichnetem Orange erkundeten die Blüten. Ein Insekt erhob sich von einer welkenden Blüte, ließ sich auf der Schulter meiner Geliebten nieder und spazierte über ihr weiches, scheckiges Fleisch. Ich sah, wie es eine schwarze Zunge entrollte, um von dem Schweiß zu kosten, der die Haut der Waldfrau wie Tau bedeckte, und ich beneidete es dafür.

Ich lag da in unbeschreiblicher Behaglichkeit – glücklich, satt, zufrieden. Träge hob ich die Hand, um dem Schmetterling den Weg zu versperren. Furchtlos stieg er auf meine Finger. Ich setzte ihn behutsam in das dichte, zerzauste Haar meiner Geliebten, auf dass er es schmücke. Als sie meine Berührung spürte, schlug sie die Augen auf. Sie hatte haselnussbraune Augen – ein Grün, das sich mit warmem Braun vermischte. Sie lächelte. Ich stützte mich auf meinen Ellenbogen und küsste sie. Ihre vollen, schweren Brüste drückten sich gegen mich, verblüffend in ihrer Weichheit.

»Es tut mir leid«, sagte ich leise und lehnte den Kopf nach dem Kuss zurück. »Es tut mir leid, dass ich dich töten musste.«

Ihre Augen waren traurig, aber immer noch voller Zärtlichkeit. »Ich weiß«, sagte sie. Ihre Stimme war ohne jeden Groll. »Gräme dich deswegen nicht, Soldatenjunge. Alles wird sich erfüllen, wie es bestimmt war. Du gehörst jetzt der Magie, und was immer sie von dir fordert, du wirst es tun.«

»Aber ich habe dich getötet. Ich habe dich geliebt, und ich habe dich getötet.«

Sie lächelte sanft. »Meinesgleichen stirbt nicht so wie andere.«

»Du lebst also noch?«, fragte ich sie. Ich lehnte mich zurück und schaute hinunter auf die Wölbung ihres Bauches. Er strafte ihre Worte Lügen. Mein Kavallasäbel hatte sie weit aufgeschlitzt. Ihre Eingeweide quollen aus der klaffenden Wunde heraus und lagen auf dem Moos zwischen uns. Sie waren rosafarben und von einem kränklichen Grau, und sie wanden sich wie fette Würmer. Sie berührten meine nackten Beine; sie fühlten sich warm und glitschig an. Ihr Blut besudelte meine Genitalien. Ich wollte schreien und konnte es doch nicht. Ich versuchte, mich von ihr wegzustemmen, aber wir waren fest aneinandergewachsen.

»Nevare!«

Ich fuhr mit einem Schaudern hoch und saß aufrecht auf meiner Koje, heftig durch den offenen Mund atmend. Ein großer, bleicher Geist stand über mir. Ich gab ein unterdrücktes Ächzen von mir, bevor ich Trist erkannte. »Du hast im Schlaf gewimmert«, sagte er. Ich fasste mich instinktiv an den Oberschenkel und hielt mir dann die Hand vor das Gesicht. Im Mondlicht, das durch das Fenster hereinfiel, sah ich, dass kein Blut an ihr klebte.

»Es war nur ein Traum«, beruhigte mich Trist.

»Tut mir leid«, sagte ich und spürte, wie ich vor Scham errötete. »Tut mir leid, dass ich solchen Lärm gemacht habe.«

»Du bist schließlich nicht der Einzige, der Alpträume hat.« Der hagere Kadett setzte sich auf das Fußende meines Betts. Einst rank und schlank und geschmeidig, war er jetzt spindeldürr und bewegte sich wie ein gebückter alter Mann. Er hustete zweimal und hielt dann unvermittelt den Atem an. »Willst du wissen, wovon ich träume?« Er wartete nicht auf meine Antwort. »Ich träume, dass ich an der Fleckseuche gestorben bin. Stimmt ja auch. Ich war einer von denen, die schon tot waren und wieder

zum Leben erwachten. Aber ich träume, dass mich Dr. Amicas, statt meine Leiche im Krankenrevier zu behalten, zusammen mit den anderen Leichen nach draußen schaffen ließ. In meinem Traum werfen sie mich in die Grube und schaufeln dann ungelöschten Kalk auf mich. Ich träume, dass ich drunten in der Grube aufwache, zwischen all den Leichen, die nach Pisse und nach Erbrochenem stinken, und der Kalk brennt sich mir ins Fleisch hinein. Ich versuche rauszuklettern, aber sie werfen von oben immer neue Leichen auf mich drauf. Ich schiebe und zwänge mich an ihnen vorbei und versuche verzweifelt, mir einen Weg durch die Berge aus halbverwestem Fleisch und verrottenden Knochen nach oben zu bahnen. Und dann merke ich plötzlich, dass eine der Leichen, über die ich klettere, Nate ist. Er ist mausetot und schon am Verwesen, aber er schlägt plötzlich die Augen auf und fragt: ›Warum ich, Trist? Warum ich und nicht du?‹« Trist schauderte und zog den Kopf zwischen die Schultern.

»Das sind doch bloß Träume, Trist«, sagte ich leise. Die anderen Erstjährlinger um uns herum, die die Seuche überlebt hatten, schlummerten weiter. Jemand hustete im Schlaf. Ein anderer murmelte irgendetwas, gab ein spitzes Kläffen von sich wie ein Welpen und war gleich darauf wieder still. Trist hatte Recht. Kaum einer von uns schlief noch richtig tief und fest. »Das sind bloß schlimme Träume. Es ist alles vorbei. Wir haben es überstanden. Wir haben überlebt.«

»Du hast gut reden. Du bist vollkommen wiederhergestellt. Du bist wieder ganz der Alte. Kerngesund und voller Saft und Kraft.« Er stand auf. Sein Nachthemd schlotterte um seine dürre Gestalt. In der Dunkelheit des Schlafsaales sahen seine Augen wie schwarze Löcher aus. »Ich mag vielleicht überlebt haben, aber die Seuche steckt mir immer noch in den Knochen. Ich werde bis ans Ende meiner Tage mit dem Leben müssen, was sie mir angetan hat. Du glaubst doch nicht im Ernst, dass ich jemals einen Angriff führen werde, Nevare. Ich schaffe es ja kaum, mich bis zum Ende des Morgenappells auf den Beinen zu halten. Als Soldat bin ich erledigt. Und das, bevor meine Karriere überhaupt begonnen hat. Ich werde niemals das Leben führen, das ich mir ausgemalt hatte.« Trist stand auf und schlurfte zurück zu seinem Bett. Er atmete schwer, als er seine Koje erreichte und sich auf sie plumpsen ließ.

Langsam ließ ich mich wieder zurücksinken. Ich hörte, wie Trist erneut hustete und sich schnaufend hinlegte. Es war kein Trost für mich,

dass auch er von Albträumen geplagt wurde. Ich dachte an die Baumfrau und schauderte erneut. *Sie ist tot*, redete ich mir ein. *Sie kann nicht mehr in mein Leben eingreifen*. Ich habe sie getötet. Ich habe sie getötet, und ich habe den Teil meines Geistes, den sie gestohlen und verführt hatte, wieder in mich zurückgeholt. Sie *kann* mir nichts mehr anhaben. *Es war nur ein Traum!* Ich atmete tief durch, drehte mein Kissen auf die kühle Seite und vergrub den Kopf darin. Ich traute mich nicht, die Augen zu schließen, aus Angst, wieder diesen schrecklichen Traum zu durchleben. Ich konzentrierte mich bewusst auf das Hier und Jetzt und schob meine Angst von mir weg.

In der Dunkelheit um mich herum schliefen all jene, die zusammen mit mir überlebt hatten. Der Schlafsaal von Haus Bringham war ein langgestreckter offener Raum mit einem großen Fenster an beiden Enden. Zwei Bettenreihen säumten die Längswände. Insgesamt waren es vierzig Betten, aber nur einunddreißig davon waren belegt. Oberst Rebin, der Leiter der Kavalla-Akademie des Königs, hatte die Söhne von alten Edlen mit denen von Kriegsherren zusammengelegt und die Kadetten zurückgeholt, die früher im Jahr ausgesondert worden waren, aber selbst diese Maßnahme hatte nicht ausgereicht, um unsere gelichteten Reihen wieder ganz zu füllen. Der Oberst hatte uns zwar offiziell für gleichberechtigt erklärt, aber ich vermutete, dass allein die Zeit und das tägliche Miteinander die gesellschaftliche Kluft verschwinden lassen würden, die zwischen den Söhnen der alteingesessenen Adelsfamilien und denen bestand, deren Väter nur deshalb einen Adelstitel trugen, weil der König sie in Anerkennung ihrer Verdienste im Krieg in den Adelsstand erhoben hatte.

Rebin hatte uns aus purer Not zusammengelegt. Die Fleckseuche hatte mit verheerenden Folgen in der Akademie gewütet. Sie hatte unsere Erstjährlers-Klasse derart dezimiert, dass nur noch die Hälfte von uns am Leben war. Die Zweit- und Drittsjährlers hatten fast ebenso schwere Verluste erlitten. Dozenten wie Studenten waren von der Seuche betroffen. Oberst Rebin tat sein Bestes, um die Akademie wieder zu normalem Leben und geregelterm Lehrbetrieb zurückzuführen, aber wir waren immer noch dabei, unsere Wunden zu lecken. Die Fleckseuche hatte eine volle Generation künftiger Offiziere dahingerafft. Das gernische Militär würde diesen Verlust in den kommenden Jahren heftig zu spüren bekommen. Und genau das hatten die Fleck bezweckt, als sie die Seuche

mittels ihrer Magie auf uns losgelassen hatten wie einen blutrünstigen Kettenhund.

Die Moral an der Akademie war auf einem Tiefpunkt angelangt, während wir vorwärts in das neue Jahr taumelten. Es war nicht bloß die Zahl der Toten, die die Seuche gefordert hatte, auch wenn das wahrscheinlich schon schlimm genug war. Was uns so niederdrückte, war die Tatsache, dass sie uns nach Belieben hingeschlachtet hatte – ein Feind, gegen den wir trotz unserer Ausbildung auf verlorenem Posten standen. Kräftige, brave junge Burschen, die gehofft hatten, sich auf dem Schlachtfeld auszuzeichnen, waren stattdessen in ihren Betten verreckt, besudelt mit Erbrochenem und Urin und mit krächzender Stimme nach ihrer Mutter winselnd. Es ist nie gut, Soldaten an ihre eigene Sterblichkeit zu erinnern. Wir hatten geglaubt, wir seien junge Heroen, kraftstrotzend, voller Mut und Lebenslust. Die Seuche hatte uns schmerzlich vor Augen geführt, dass wir sterblich waren, verwundbar wie Säuglinge.

Als Oberst Rebin uns zum ersten Mal in unseren alten Formationen auf dem Exerzierplatz hatte antreten lassen, hatte er uns befohlen, bequem zu stehen und uns umzuschauen, um uns eine Vorstellung davon zu verschaffen, wie viele von unseren Kameraden der Seuche zum Opfer gefallen waren. Sodann hatte er eine Rede gehalten, in der er die Seuche als die erste Schlacht bezeichnet hatte, die wir mitgemacht hätten, und so, wie die Seuche keinen Unterschied zwischen altem und neuem Adel gemacht hätte, würden auch Klinge und Kugel keinen Unterschied machen. Als er uns zu unseren neuen, verkleinerten Kompanien formierte, dachte ich über seine Worte nach. Ich bezweifelte, dass er wirklich begriff, dass der Ausbruch der Fleckseuche kein unglücklicher Zufall gewesen war, sondern ein gezielter, wohlkalkulierter Vorstoß, nicht minder wirksam als ein militärischer Angriff. Die Fleck hatten »Staubtänzer« aus den fernen östlichen Grenzgebieten Gerniens in unsere Hauptstadt ausgesandt, einzig zu dem Zweck, ihre Krankheit unter unseren Adligen und unseren zukünftigen militärischen Führern auszusäen. Es war ihnen gelungen, unsere Reihen beträchtlich zu lichten. Wäre ich nicht gewesen, wäre ihr Erfolg vollkommen gewesen. Manchmal erfüllte mich dieser Gedanke mit Stolz.

Doch dann wieder erinnerte ich mich daran, dass, wäre ich nicht gewesen, die Fleck niemals in der Lage gewesen wären, uns so anzugreifen, wie sie es getan hatten.

Ich hatte erfolglos versucht, die Schuldgefühle, die mich plagten, von mir abzuschütteln. Ich war, ungewollt und ohne es zu wissen, das Werkzeug der Fleck und der Baumfrau gewesen, ihr nützlicher Idiot. Es war, so versuchte ich mir einzureden, nicht meine Schuld, dass ich ihrer Macht erlegen war. Jahre zuvor hatte mein Vater mich zum Zwecke der Ausbildung einem Flachland-Krieger anvertraut. Dewara, so hatte der Krieger geheißen, hatte mich mit seiner »Ausbildung« beinahe umgebracht. Und zum Ende meiner Zeit bei ihm hatte er beschlossen, mich »zum Kidona zu machen«, indem er mich in die Magie seines Volkes einweihte.

In meiner jugendlichen Torheit hatte ich mich von ihm in einen Rausch versetzen und in die übernatürliche Welt seines Volkes führen lassen. Er hatte mich damit geködert, dass ich Ehre und Ruhm erlangen könne, wenn ich gegen den alten Erzfeind seines Volkes kämpfen würde. Doch wer hatte mir am Ende einer Reihe von schweren Prüfungen Auge in Auge gegenübergestanden? Eine dicke alte Frau, die im Schatten eines riesigen Baumes saß. Ich war der Soldatensohn meines Vaters, ausgebildet in den ritterlichen Tugenden der Kavalla. Ich hatte es nicht über mich gebracht, meinen Degen wider eine alte Frau zu richten. Aufgrund dieser löblichen, in diesem Fall jedoch völlig unangebrachten Ritterlichkeit war ich ihr erlegen. Sie hatte mich Dewara »gestohlen« und zu einer bloßen Schachfigur gemacht. Ein Teil von mir war bei ihr in jener Geisterwelt geblieben. Während ich weitergewachsen und schließlich auf die Akademie gegangen war, um meine Ausbildung zum Offizier in der Kavalla meines Königs anzutreten, war dieser Teil von mir zu ihrem Gehilfen geworden. Die Baumfrau hatte ihn zu einem Fleck gemacht, mit allem, was dazugehörte, bis auf die fleckige Haut. Mit seiner Hilfe spionierte sie mein Volk aus und schmiedete schließlich den mörderischen Plan, uns mit der Fleckseuche zu vernichten. Getarnt als gefangene Tänzer kamen ihre Abgesandten nach Alt-Thares, um dort beim Dunkelabend-Karneval aufzutreten, und infizierten uns mit der Krankheit.

Mein Fleck-Ich hatte die Kontrolle über mich übernommen. Ich hatte den Staubtänzern ein Zeichen gegeben, um ihnen zu signalisieren, dass sie ihr Ziel erreicht hatten. Die Besucher der Schaubude, die sie umringten, glaubten, der Darbietung eines primitiven Tanzrituals beizuwohnen. Ohne es zu wissen, nahmen sie mit dem von den Tänzern in die Luft geworfenen Staub die Krankheitserreger in sich auf. Als meine Kame-

raden und ich den Kirmesplatz verließen, waren wir bereits infiziert. Und die Krankheit hatte sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt ausgebreitet.

Ich drehte mich in meiner Koje in dem dunklen Schlafsaal auf die Seite und schüttelte mein Kissen auf, um es wieder in Form zu bringen. *Hör auf, ständig darüber nachzutrübeln, wie du dein eigenes Volk verraten hast*, versuchte ich mir einzubläuen. *Denk lieber daran, wie du es gerettet hast*.

Denn das hatte ich in der Tat. In einer furchtbaren, aus meinem Fleckseuchenfieber geborenen Konfrontation war es mir schließlich gelungen, noch einmal in ihre Welt hinüberzuwechseln und sie herauszufordern. Ich hatte nicht nur den Teil meiner Seele wiedererlangt, den sie mir gestohlen hatte, ich hatte sie auch getötet. Mit dem kalten Eisen meines Kavallasäbels hatte ich ihr den Bauch aufgeschlitzt. Ich hatte ihre Verbindung zu unserer Welt gekappt. Ihre Herrschaft über mich war vorbei. Meine vollkommene Genesung von der Fleckseuche schrieb ich einzig der Tatsache zu, dass ich mir den Teil meines Geistes, den sie mir gestohlen hatte, zurückholte. Ich hatte meine Gesundheit und Lebenskraft wiedererlangt und sogar noch zugenommen. Mit einem Wort – ich war wieder völlig geheilt.

In den Tagen und Nächten nach meiner Rückkehr auf die Akademie und der Wiederaufnahme der militärischen Alltagsroutine stellte ich fest, dass ich mit jenem anderen, fremden Ich, das da zu mir zurückgekehrt war, auch dessen Erinnerungen in mich aufnahm. Seine Erinnerungen an die Baumfrau und ihre Welt waren die Quelle meiner wunderschönen Träume, in denen ich in Gesellschaft einer faszinierenden Frau durch einen unberührten Wald wandelte. Ich hatte das Gefühl, als ob die beiden Hälften meines Seins einst voneinander getrennt worden waren und jede einem gänzlich anderen Pfad gefolgt war, und dass sie sich nun wieder zu einem Ganzen zusammengefügt hatten. Allein die Tatsache, dass ich es hinnahm, dass es sich so verhielt, und dass ich versuchte, mir diese fremdartigen Gefühlsregungen und Anschauungen zu eigen zu machen, zeigte mir deutlich, dass mein anderes Ich einen wesentlichen Einfluss auf den Menschen hatte, zu dem ich wurde. Der alte Nevare, das Ich, das mir so vertraut war, hätte ein solches Verschmelzen als unmöglich und als blasphemisch empfunden und sich ihm mit aller Kraft widersetzt.

Ich hatte die Baumfrau getötet, und ich empfand keine Reue. Sie hatte Menschenleben ausgelöscht, einzig um der »Magie« willen, die sie aus ihren sterbenden Seelen saugen konnte. Mein bester Freund Spink und meine Base Epiny waren unter ihren Opfern gewesen. Ich hatte die Baumfrau getötet, um die beiden zu retten. Ich wusste, dass ich auch mich gerettet hatte, zusammen mit Dutzenden anderen. Tagsüber dachte ich überhaupt nicht an meine Tat, und wenn doch, dann erfüllte mich der Gedanke, triumphiert und meine Freunde gerettet zu haben, mit Befriedigung. Meine nächtlichen Gedanken freilich waren von anderer Art. Wenn ich zwischen Schlafen und Wachen schwebte, erfüllten mich schreckliche Reue und ein tiefes Schuldgefühl. Ich trauerte um das Geschöpf, das ich abgeschlachtet hatte, und ich verzehrte mich nach ihm mit einem Kummer, der mir maßlos zusetzte. Mein Fleck-Ich war der Geliebte der Baumfrau gewesen und bereute es zutiefst, sie getötet zu haben. Aber das war ER, das war nicht ICH. In meinen Träumen mochte es ihm vorübergehend gelingen, meine Gedanken unter seine Kontrolle zu bringen. Bei Tage jedoch war ich immer noch Nevare Burvelle, der Soldatensohn meines Vaters und baldige Offizier in der Kavalla des Königs. Ich hatte obsiegt. Und dieser Sieg würde ein dauerhafter sein. Ich würde alles tun, was in meiner Macht stand, und das an jedem Tag meines Lebens, um die ruchlosen Taten meines anderen Ichs wiedergutzumachen.

Ich seufzte. Ich wusste, in dieser Nacht würde ich nicht mehr einschlafen. Ich versuchte, mein Gewissen zu besänftigen. Die Seuche, die wir gemeinsam durchlitten hatten, hatte uns in gewisser Weise gestärkt. Sie hatte uns als Kadetten zusammengeschweißt. Es hatte kaum Widerstand gegen Oberst Rebins Entschluss gegeben, die Trennung zwischen Söhnen aus dem neuen und dem alten Adel aufzuheben. Während der vergangenen Wochen hatte ich Gelegenheit gehabt, die »Altadel«-Erstjährlere besser kennenzulernen, und ich hatte dabei festgestellt, dass sie sich ganz allgemein betrachtet kaum von meiner alten Patrouille unterschieden. Die hasserfüllte Rivalität, die unser Zusammenleben bisher geprägt hatte, war verschwunden. Jetzt, wo wir wahrhaftig eine geeinte Akademie waren und frei und unbefangen miteinander verkehren konnten, fragte ich mich oft, warum ich sie so verabscheut hatte. Sie waren vielleicht etwas weltläufiger und kultivierter als ihre Brüder von der Grenze, aber letztendlich waren sie auch bloß Erstjährlere, genau wie wir, und sie hat-

ten unter den gleichen Strafen und Schikanen zu leiden und die gleichen Dienste zu verrichten. Oberst Rebin hatte sich bemüht, uns möglichst bunt durcheinanderzuwürfeln in unseren neuen Patrouillen. Trotzdem waren meine engsten Freunde nach wie vor die vier überlebenden Angehörigen meiner alten Patrouille.

Nachdem Spink aufgrund seiner angegriffenen Gesundheit aus der Akademie hatte ausscheiden müssen, war Rory mein bester Freund geworden. Seine unbekümmerte, mitunter ungestüme Art und seine vom harten Leben an der Grenze geprägte raue Ungeschliffenheit bildeten, wie ich fand, ein gutes Gegengewicht zur steifen Förmlichkeit des von Vorschriften geprägten Akademiealltags. Wann immer ich in trübselige Stimmung geriet oder allzu nachdenklich wurde, munterte Rory mich mit seiner lärmenden Hemdsärmeligkeit wieder auf. Von meinen alten Patrouillenkameraden hatte er sich am wenigsten verändert. Trist war nicht mehr der großgewachsene, blendend aussehende Kadett, der er früher einmal gewesen war. Seine Begegnung mit dem Tode hatte ihm sein physisches Selbstvertrauen geraubt. Wenn er lachte, schwang jetzt stets ein bitterer Klang mit. Kort vermisste Natred ganz fürchterlich. Er hatte schwer an seinem Kummer zu tragen, und obwohl er seine Gesundheit vollständig wiedererlangt hatte, war er so niedergedrückt und apathisch ohne seinen Freund, dass er nur mehr wie ein Schatten seiner selbst wirkte.

Der dicke Gord war immer noch so fett wie eh und je, aber er schien sich jetzt mit seinem Los abgefunden zu haben und wirkte irgendwie auch würdevoller. Als es so ausgesehen hatte, als würde die Seuche alle zum Tode verdammen, hatten Gords Eltern und die Eltern seiner Verlobten ihren Nachkömmlingen gestattet, vorzeitig zu heiraten und das bisschen an Leben, das ihnen zu dem Zeitpunkt nur noch vergönnt zu sein schien, auszukosten. Das Glück war ihnen hold gewesen, und sie hatten die Seuche unbeschadet überstanden. Obwohl Gord wegen seiner Fettleibigkeit immer noch von allen aufgezogen und von einigen auch verachtet wurde, bekam ihm sein neuer Status als Ehemann gut. Er schien eine innere Zufriedenheit und ein Gefühl von Selbstwert zu besitzen, denen kindische Hänseleien nichts anhaben konnten. Er verbrachte jeden Tag seiner Freiheit mit seiner Frau, und sie kam ihn manchmal unter der Woche besuchen. Cilima war ein stilles kleines Mädchen mit riesigen schwarzen Augen und schwarzer Lockenpracht. Sie war völlig

vernarrt in ihren »lieben Gordy«, wie sie ihn immer nannte, und er war ihr treu ergeben. Sein Status als Ehemann verlieh ihm eine Sonderstellung uns gegenüber; er wirkte jetzt viel älter als wir anderen Erstjährlern. Er betrieb sein Studium mit wilder Entschlossenheit. Ich hatte immer schon gewusst, dass er gut in Mathe und Ingenieurwesen war. Jetzt zeigte er uns, dass er mehr war als nur gut. Er war überragend. Er gab sich jetzt keine Mühe mehr, seinen scharfen Verstand und seine intellektuelle Brillanz vor uns zu verbergen. Ich weiß, dass Oberst Rebin ihn einmal zu sich gerufen hatte, um seine Zukunft mit ihm zu bereden. Er hatte Gord aus der Erstjährlern-Matheklasse genommen und ihm Bücher gegeben, mit denen er selbständig lernen konnte. Wir waren immer noch Freunde, aber ohne Spink und die Nachhilfestunden, derer er bedurft hatte, verbrachten wir nicht mehr viel Zeit miteinander. Längere Gespräche führten wir nur noch, wenn einer von uns beiden einen Brief von Spink bekam.

Er schrieb uns beiden mehr oder weniger regelmäßig. Spink selbst hatte die Seuche überlebt, aber seine militärische Karriere nicht. Seine Schrift war noch krakeliger als vor seiner Erkrankung, und seine Briefe waren nie lang. Er jammerte nicht und beklagte sich auch nicht über sein Schicksal, aber die Kürze seiner Briefe allein sprach schon Bände. Er hatte jetzt chronische Gelenkschmerzen, und wenn er las oder schrieb, bekam er rasch Kopfschmerzen. Dr. Amicas hatte Spink krankheitsbedingt dienstunfähig geschrieben, und er hatte aus der Akademie ausscheiden müssen. Spink hatte meine Base Epiny geheiratet, die ihn während seiner Krankheit gepflegt hatte. Gleich nach ihrer Hochzeit waren sie gemeinsam nach dem fernen Bittersprunge aufgebrochen, dem Anwesen von Spinks Bruder. Das beschauliche Leben eines gehorsamen jüngeren Sohnes war weit entfernt von Spinks einstigen hochfliegenden Träumen von militärischem Ruhm und schnellem Aufstieg.

Epiny's Briefe an mich waren von unbefangener Offenheit. Ihre Feder stand ihrer Zunge hinsichtlich Geschwätzigkeit in nichts nach. Ich kannte die Namen aller Blumen, Bäume und Pflanzen, die sie auf ihrem langen Weg nach Bittersprunge gesehen hatte, ich wusste, wie das Wetter an jedem Tag ihrer Reise gewesen war, ich war über jeden noch so unbedeutenden Vorfall im Bilde, der sich während der beschwerlichen Reise ereignet hatte. Epiny hatte den Wohlstand und das luxuriöse Anwesen meines Onkels in Alt-Thares gegen das harte Leben einer Grenzfrau ein-

getauscht. Sie hatte mir einmal gesagt, sie glaube, eine gute Soldatenfrau werden zu können, aber nun sah es ganz so aus, als läge ihre endgültige Berufung darin, ihren invaliden Mann bis zu seinem Tode zu umsorgen. Spinks Lebensweg war klar vorgezeichnet. Sie würden auf dem Besitz seines Bruders leben und dauerhaft auf seine Unterstützung angewiesen sein. So gern Spinks älterer Bruder seinen jüngeren Bruder mochte, es würde ihm sehr schwer fallen, seine kargen Mittel so zu strecken, dass es auch für den Unterhalt seines Bruders und dessen Frau reichen würde.

Ich wälzte mich in der Dunkelheit auf die andere Seite. Trist hatte Recht, entschied ich. Keiner von uns würde das Leben führen, das er sich erträumt hatte. Ich sandte ein stummes Gebet für uns alle an den gütigen Gott und schloss die Augen, um wenigstens noch ein kleines bisschen Schlaf zu finden, bevor man uns im Morgengrauen wieder aus dem Bett scheuchen würde.

Als ich am nächsten Morgen zusammen mit meinen Kameraden aufstand, war ich immer noch hundemüde. Rory versuchte, beim Frühstück eine Unterhaltung mit mir in Gang zu bringen, aber meine Antworten waren einsilbig, und auch die anderen am Tisch hatten so früh am Morgen keine rechte Lust, auf sein munteres Geplapper einzugehen. Als Erstes hatten wir Pionierwesen und Bauzeichnen. Ich hatte immer Spaß an dem Kurs gehabt, als Hauptmann Maw ihn noch geleitet hatte, trotz seiner Vorurteile gegen Söhne aus dem neuen Adel. Aber die Seuche hatte auch ihn dahingerafft, und in Ermangelung einer besseren Lösung war ein Kadett aus dem dritten Jahrgang zu unserem Interimsdozenten bestimmt worden. Sergeant Vredo, so sein Name, schien Disziplin für wichtiger zu halten als die Vermittlung von Lehrstoff, und er verhängte fleißig Strafen gegen Kadetten, die es wagten, Fragen zu stellen. Hauptmann Maws mit Landkarten und Modellen vollgestopfter Raum war völlig leergeräumt worden. Ödes, endloses Vorlesen von Lehrbüchern war an die Stelle unserer früheren praktischen Experimente getreten. Ich hielt mich zurück, um bloß nicht aufzufallen, tat meine Arbeit und lernte nichts, was ich nicht schon längst gewusst hätte.

Im Gegensatz zu Sergeant Vredo schlug sich Kadettenleutnant Bailey erstaunlich gut als Aushilfsdozent für Militärgeschichte. Ihm war deutlich anzumerken, dass er sein Fach liebte und dass er sich ein Wissen angelesen hatte, das weit über den Unterrichtsstoff hinausging. Der Vor-

trag, den er an diesem Tag hielt, war einer, der mich durchaus fesselte. Er las über den Einfluss der gemischten Zivilisation auf die Flachländer. Zu Lebzeiten meines Vaters hatte Landsang, unser Erb- und Erzfeind, Gernien eine herbe Niederlage beigebracht. Wir hatten unser gesamtes Territorium entlang der westlichen Meeresküste an die Landsänger abtreten müssen. König Troven hatte keine andere Wahl gehabt, als den Blick nach Osten und auf die gleichsam herrenlosen Gebiete dort zu richten. Zwar streiften schon seit ewigen Zeiten Nomadenvölker durch die weiten Graslande und Hochplateaus der Binnenlande, aber es waren Wilde, die weder eine Zentralgewalt noch einen König besaßen und nur wenige vereinzelte feste Siedlungen. Als Gernien begonnen hatte, gen Osten zu expandieren, hatten sie uns bekämpft, aber ihre Pfeile und Speere waren unseren modernen Waffen hoffnungslos unterlegen gewesen. Wir hatten sie besiegt. Niemand zweifelte daran, dass dies zu ihrem eigenen Besten war.

»Seit Gernien sich der Flachländer und ihrer Ländereien annahm, haben sie begonnen, Wurzeln zu schlagen, anstelle ihrer früher üblichen jahreszeitlichen Siedlungen richtige Städte anzulegen, ihr Vieh einzupferchen und Früchte anzubauen, statt sie wie früher in Wald und Flur zu sammeln. Die schnellen Pferde mit großer Ausdauer, die für die Nomadenvölker überlebensnotwendig waren, wurden ersetzt durch kräftige Ochsen und Ackerpferde. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte werden ihren Kindern die Segnungen schulischen Unterrichts und geschriebener Sprache zuteil. Die Lehre vom gütigen Gott, die ihnen vermittelt wird, tritt an die Stelle der launischen Magie, auf die sie sich einst stützten.«

Lofert hob die Hand und plapperte los, bevor der Dozent ihn aufrufen konnte. »Aber was ist mit den Präservationisten, Sir? Ich habe gehört, wie mein Vater einem seiner Freunde sagte, sie würden am liebsten unser ganzes Land den Flachländern zurückgeben und sie wieder wie wilde Tiere leben lassen.«

»Warten Sie, bis ich Sie drannehme, bevor Sie eine Frage stellen, Kadett! Davon abgesehen war das keine Frage, sondern eher ein Kommentar. Aber ich will trotzdem darauf eingehen. Es gibt Menschen, die die Meinung vertreten, dass wir die Flachländer überfordert haben, dass die Veränderungen in ihrer Lebensweise, die wir ihnen gebracht haben, zu radikal waren und zu plötzlich, als dass sie in der Lage gewesen wären, sich auf diese veränderten Lebensumstände wirklich voll und ganz ein-

zustellen. In mancher Hinsicht haben sie damit wahrscheinlich Recht. Aber sie verkennen meines Erachtens die Realität; sie sehen die Tragweite dessen, was sie vorschlagen, nicht ab. Gleichwohl müssen wir uns fragen, ob es für die Flachländer nicht vielleicht besser wäre, wenn wir behutsamer vorgehen, wenn wir ihnen die Segnungen der Zivilisation nicht in diesem Tempo auferlegen würden. Aber würden wir damit nicht womöglich unsere Pflicht ihnen gegenüber vernachlässigen?

Vergessen Sie nicht, dass die Flachländer früher auf ihre primitive Magie angewiesen waren, wenn sie überleben wollten. Das können sie nicht mehr. Und nachdem wir ihnen ihre Magie genommen haben, ist es da nicht unsere Pflicht, ihnen an deren Stelle moderne Werkzeuge in die Hand zu geben, die ihnen ihr Überleben sichern? Eisen, das Rückgrat unserer sich rasch entwickelnden modernen Welt, steht in einem unüberbrückbaren Gegensatz zu ihrer Magie. Die Eisenpflüge, die wir ihnen gegeben haben, damit sie Ackerbau treiben können, machen die ›Findemagie‹ ihrer Früchtesucher und Beerensammler zunichte. Heute benötigen sie Feuerstein und Stahl, weil ihre Magier nicht mehr wie einst Feuer aus schlichtem Holz schlagen können. Die Flachländer sind sesshaft geworden, und sie können Wasser aus Brunnen schöpfen. Die Wassermagier, die die Menschen früher zu den Trinkstellen führten, die sich entlang ihren langen Wanderrouen verbargen, werden nicht mehr gebraucht. Die wenigen Windhexer, die noch verblieben sind, sind einsame Kreaturen, die man nur noch selten zu Gesicht bekommt. Die Geschichten von ihren fliegenden Teppichen und ihren kleinen Booten, die sich von selbst über ruhiges Wasser bewegten, werden schon jetzt als Mär abgetan. Ich habe keinen Zweifel, dass sie schon in einer Generation Legende geworden sein werden.«

Die Worte von Kadettenleutnant Bailey machten mich traurig. Meine Gedanken schweiften in die Vergangenheit zurück. Ich erinnerte mich daran, wie ich auf meiner Schiffsreise flussabwärts nach Alt-Thares selbst einem Windhexer begegnet war. Er hatte sein kleines Segel weit offen gehalten, um den Wind einzufangen, den er gerufen hatte. Sein kleines Gefährt hatte sich hurtig gegen die Strömung bewegt. Der Anblick hatte mich sehr berührt und geradezu ins Schwärmen versetzt. Aber ich erinnerte mich auch mit schmerzvollem Bedauern, wie er geendet hatte. Ein paar betrunkene adlige Rüpel auf unserem Boot hatten mit gezielten Schüssen sein Segel durchlöchert. Zudem hatte der Eisenschrot, den sie

benutzt hatten, seinen Zauber gebrochen. Er war von seinem kleinen Boot in den Fluss geschleudert worden. Ich glaube, dass er dort ertrunken war, Opfer des mutwilligen Streichs der adligen Rüpel.

»Blei kann einen Menschen töten, aber um Magie zu besiegen, bedarf es kalten Eisens«, rissen mich die Worte meines Dozenten aus meinem Tagtraum.

»Dass unsere überlegene Zivilisation die primitive Ordnung der Flachländer ersetzt, ist Teil der natürlichen Ordnung«, dozierte er. »Und damit ihr euch nicht zu überlegen fühlt, denkt immer daran, dass wir Gernier schon einmal selbst Opfer fortgeschrittener Technologie geworden sind. Als Landsang seine Entdeckung machte, die seine Geschütze und Gewehre in die Lage versetzte, weiter und genauer als unsere zu schießen, konnte es uns besiegen und uns unsere Küstenprovinzen abnehmen. So sehr uns das auch ärgert, war es doch nur logisch, dass uns die Landsänger, nachdem sie eine Militärtechnologie entwickelt hatten, die der unsrigen überlegen war, wegnahmen, was sie selbst schon lange hatten haben wollen. Behaltet das stets in Erinnerung, Kadetten. Wir treten in ein Zeitalter der Technologie ein.

Das gleiche Prinzip gilt für unsere Eroberung der Flachlande. Indem wir mit Bleikugeln auf Flachlandkrieger schossen, konnten wir unsere Grenzen mit Waffengewalt halten, aber wir konnten sie nicht ausdehnen. Erst als irgendein kluger, vorausdenkender Kopf begriff, dass Eisenschrot sie nicht nur verwunden, sondern auch ihre Magie zerstören würde, konnten wir sie zurückdrängen und ihnen unseren Willen aufzwingen. Die Nachteile des Eisenschrots, nämlich, dass er im Felde nicht so leicht gewonnen und hergestellt werden kann wie Bleigeschosse, wurden mehr als wettgemacht durch den militärischen Vorteil, den er uns brachte. Die Flachländer hatten sich ganz auf ihre Magie verlassen, die es bis dahin vermocht hatte, unsere Geschosse abzulenken, unsere Pferde scheu zu machen und allgemeine Verwirrung in unseren Reihen zu stiften. Unser Vordringen in ihre Gebiete, meine Herren, ist so unabwendbar wie eine hereinkommende Flut, just so, wie unsere Niederlage gegen die Landsänger es war. Und ebenso wie einst wir durch die Landsänger werden die Flachländer entweder durch unsere neue Technologie hinweggefegt werden, oder sie werden lernen, mit uns zu leben.«

»Dann glauben Sie also, dass es unser Recht ist, sie einfach zu überrennen, Sir?«, fragte Lofert auf seine ernste Art.

»Heben Sie gefälligst die Hand und warten Sie, bis ich Sie drannehme, bevor sie sich zu Wort melden, Kadett. Ich habe Sie bereits verwarnt. Drei Strafrunden auf dem Exerzierplatz. Ja. Ich glaube, dass es unser gutes Recht ist. Der gütige Gott hat uns die Mittel gegeben, die Flachländer zu besiegen und Wohlstand zu schaffen, wo einst nur Ziegenherden oder wilde Tiere grasten. Wir werden den Mittlanden die Zivilisation bringen, zum Nutzen aller.«

Ich erlappte mich dabei, dass ich mir die Frage stellte, welchen Nutzen wohl die Gefallenen auf beiden Seiten von dieser Zivilisation hatten. Dann schüttelte ich wütend den Kopf und schob derlei zynische Gedanken resolut beiseite. Ich war Kadett an der Kavalla-Akademie des Königs. Wie jeder Zweitgeborene eines Edelmannes war ich der Soldatensohn meines Vaters, und ich würde in seine Fußstapfen treten. Es stand mir nicht an, die Bräuche der Welt infrage zu stellen. Wenn der gütige Gott gewollt hätte, dass ich mir den Kopf über das Schicksal zerbrach oder die moralische Berechtigung unserer Expansion nach Osten anzweifelte, hätte er mich als dritten Sohn auf die Welt kommen lassen, dazu geboren, den Beruf des Priesters zu ergreifen.

Am Ende der Vorlesung pustete ich auf meine Aufzeichnungen, damit sie trockneten, schlug meine Bücher zu und schloss mich den anderen Mitgliedern meiner Patrouille an, um gemeinsam mit ihnen in Formation zum Wohnheim zu marschieren. Der Frühling versuchte, auf dem Akademiegelände Fuß zu fassen, war damit aber noch nicht sonderlich erfolgreich. Der Wind war noch immer schneidend kalt, aber es war trotzdem ein angenehmes Gefühl, wieder an der frischen Luft zu sein. Ich bemühte mich, meine trübsinnigen Gedanken über das Los der Flachländer zu verdrängen. Es war nun einmal die natürliche Ordnung der Dinge, ganz wie unser Dozent gesagt hatte. Wer war ich, dass ich sie anzweifelte? Ich folgte meinen Freunden die Treppe zum Wohnheim hinauf und stellte meine Lehrbücher aus den Vormittagskursen zurück ins Regal. Die Post des heutigen Tages erwartete mich auf meiner Kojе. Ein dicker Umschlag war von Epiny. Die anderen ließen mich auf meiner Kojе sitzend zurück. Sobald sie zur Tür hinaus waren, auf dem Wege zum Mittagsmahl, öffnete ich Epiny's Brief.

Er begann mit den üblichen Fragen nach meiner Gesundheit und dem Fortgang meines Studiums. Diesen Teil überflog ich schnell. Sie war sicher und wohlbehalten in Bittersprings angekommen. Epiny's erster Brief

über ihre Ankunft in ihrem neuen Zuhause war entschieden optimistisch, aber ich spürte dennoch deutlich die Kluft zwischen ihren Erwartungen und der Realität, mit der sie jetzt konfrontiert war. Ich machte es mir auf meiner Koje bequem und las den Brief mit einer Mischung aus Sympathie und Nachdenklichkeit.

Die Frauen im Haushalt arbeiten genauso hart wie die Männer, zusammen mit den Knechten und Mägden. Die Redensart, dass der Mann bloß vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang arbeitet, die Arbeit der Frau aber niemals fertig ist, trifft auf den Haushalt der Lady Kester voll und ganz zu. In den Stunden nach dem Abendbrot, wenn es dunkel wird und man meinen sollte, es wäre uns ein wenig Ruhe vergönnt, liest einer von uns den anderen vor oder musiziert für sie, damit wir mit unseren Gedanken ein Weilchen abschweifen können, aber unsere niemals ruhenden Hände verrichten dabei solch prosaische Tätigkeiten wie getrocknete Erbsen schälen oder Wollgarn spinnen (ich kann mit Stolz berichten, dass ich es hierin inzwischen zu einigem Geschick gebracht habe!) oder alte Pullover und Decken aufribbeln, damit das Garn erneut zur Herstellung nützlicher Dinge verwendet werden kann. Lady Kester wirft nichts weg, und sie verschwendet nicht eine Minute kostbarer Zeit.

Spink und ich haben ein niedliches kleines Häuschen für uns. Es ist aus Stein gebaut, dem Einzigen, was wir hier wahrlich im Überfluss haben. Es diente früher als Melkhaus und verfiel, nachdem die letzten beiden Milchkühe verendet waren. Als Lady Kester erfuhr, dass wir kommen würden, dachte sie sich, dass wir ein wenig Privatsphäre gewiss schätzen würden, und wies ihre Töchter an, das Haus so gut es ging wieder in Schuss zu bringen. Sie haben es innen frisch getüncht, und Spinks Schwester Gera hat uns die Steppdecke geschenkt, die sie für ihre eigene Aussteuer genäht hatte. Es gibt natürlich nur diesen einen Raum, aber für die wenigen Möbel, die wir besitzen, reicht er vollkommen aus. Eine Ecke wird von unserem Bett ausgefüllt, und unser Tisch mit den zwei Stühlen steht an dem Fenster, durch das man hinaus auf den Berghang schaut. Spink hat mir erzählt, dass, sobald die letzten Fröste vorbei sind, dieser Hang von einem Teppich aus Wildblumen bedeckt ist.

Nun, das Häuschen ist jedenfalls bei aller Schlichtheit ganz gemütlich und malerisch, und sobald Spink wieder in besserer Verfassung ist, will

er einen neuen Fußboden legen und den Kamin richten, damit er besser zieht, und die Tür beihobeln, damit sie wieder richtig schließt. Der Sommer naht und mit ihm wärmeres Wetter, auf das ich mich schon jetzt sehr freue. Ich bin sicher, bevor der nächste Herbst mit seinem Regen und seinen ersten Frosträchten kommt, werden wir uns unser kleines Häuschen zu einem gemütlichen kleinen Nest ausgebaut haben. Einstweilen, wenn der kalte Wind durch die Tür kriecht oder die Mücken des Nachts in meinem Ohr summen, sag ich mir immer: »Ich werde doch wohl noch so viel aushalten wie die kleinen Eichhörnchen, die tagsüber draußen herumtollen und nachts nicht mehr haben als ein Loch, in dem sie Unterschlupf finden! Von denen kann ich doch gewiss noch etwas lernen und ebenso viel Gefallen an meinem kargen Leben finden!« Und so bin ich denn wieder zufrieden.

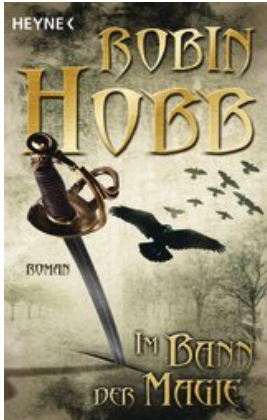
»Deine Base möchte ein Eichhörnchen werden?«, fragte mich Rory. Ich drehte mich um und ertappte ihn dabei, wie er mir über die Schulter schaute. Ich sah ihn wütend an. Er grinste nur unverfroren.

»Das gehört sich nicht, Rory, das weißt du ganz genau.«

»Entschuldigung!« Sein Grinsen wurde noch feister. »Ich hätte es ja auch nicht gelesen, aber ich dachte, es käme von deinem Mädchen, und es würden vielleicht ein paar interessante Sachen drinstehen.«

Er wich meinem vorgetäuschten Schlag aus und warnte mich dann mit gespielter Wichtigtuermiene: »Du solltest es dir besser zweimal überlegen, ob du mich schlägst, Kadett! Vergiss nicht, ich bin jetzt ranghöher als du. Außerdem bin ich hier, um dir eine Botschaft zu überbringen. Dr. Amicas möchte dich sprechen. Und er hat gesagt, wenn du fändest, dass seine Bitte, ihn einmal wöchentlich aufzusuchen, nicht ausreichend sei, dann könne er dir auch einen direkten Befehl erteilen.«

»Oh.« Meine Stimmung verdüsterte sich. Ich war nicht mehr sonderlich erpicht darauf, den Akademiearzt aufzusuchen, aber ich wollte den reizbaren alten Mann auch nicht erzürnen. Ich hatte nicht vergessen, dass ich ihm noch etwas schuldete. Ich faltete Emilys Brief zusammen und erhob mich seufzend. Dr. Amicas war wie ein Freund zu mir gewesen, auf seine ihm eigene schroffe Art. Und er hatte sich während der Epidemie wirklich wie ein Held geschlagen und sich furchtlos und unermüdlich um die Dutzenden von Kadetten gekümmert, die sich angesteckt hatten. Ohne ihn hätte ich nicht überlebt. Ich wusste, dass die



Robin Hobb

Im Bann der Magie

Roman

Taschenbuch, Broschur, 832 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-53219-9

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2011

Magische Abenteuer und fesselnde Spannung – Hobb schreibt Fantasy der Extraklasse

Nach Jahren harter Ausbildung kehrt Nevare aus der Militärakademie nach Hause zurück, in der Hoffnung, die Hand seiner Liebsten zu erhalten und eine Anstellung im Dienst seines Königs zu finden. Doch plötzlich überfallen ihn nachts schreckliche Alpträume, und die dunkle Magie der Fleck beginnt, erneut Besitz von ihm zu ergreifen ... Nach "Die Schamanenbrücke" setzt Robin Hobb ihre faszinierende Saga fort.